

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 16

Artikel: Ueber die häusliche Erziehung in Japan
Autor: Keel, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

päpstliche Visitatoren verlangten wenigstens eine philosophische Gotteslehre. Die Sache wollte nicht recht ziehen. Der Indier ist schlau; er roch Lunte und drückte sich. In den Missionsschulen ist das Schulgebet eine Selbstverständlichkeit, obschon die grosse Mehrzahl der Schüler Nicht-Christen sind. Die Christen beten unbehelligt, und die andern nehmen eine geziemende Haltung ein. Konversionen, namentlich aus den höheren Schulen, sind seltener als Schalttage im Kalender. Doch damit berühren wir „Das Religionsproblem Indiens“. Es aufzurollen und Abendländern in etwa verständlich zu machen, dazu ist hier nicht die Zeit und nicht der Ort.

Schliessen wir diese Darstellung des indobritischen Schulwesens mit den Bemerkungen, welche die Simon-Kommission am Ende ihres Berichtes macht!

1. Die Schulbildung ist im Zunehmen begriffen; jedoch liegt ein „schulgebildetes“ Indien noch in weiter Ferne.
2. Der Lehrerstand muss gehoben und von einer verantwortungsbewussten Inspektion gestützt werden.
3. Die Schulfinanzen sollen nicht verschleudert und das Erziehungswesen selber soll administrativ vereinfacht werden.

4. Die gebildete Damenwelt des Landes ist zu ermutigen, die alten Vorurteile gegen Mädchenerziehung zu bekämpfen.
5. Die öffentliche Meinung zugunsten der Erziehung der bisher unterdrückten Volksklassen ist zu festigen und zu verbreiten.
6. Die finanzielle Bereitwilligkeit der höheren Klassen im Interesse der Erziehung ist zu begrüssen.
7. Ernst Reform des Erziehungswesens ist ein Gebot der Stunde. Geht es weiter wie bisher, so wird die Erziehung nicht nur für England eine Gefahr, sondern auch für Indien selber.

Wir Schweizer Erzieher kommen nach dieser Ueberschau vielleicht zu dem summarischen Schluss, dass auch unserem Heimatlande eine grosse Gefahr entstünde, wollte man unser Erziehungs- und Schulwesen mit zu vielen Fremdelementen durchsetzen. Will ein Volk sich selbst erhalten, so soll die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes im besten Sinne bildenständig sein. Das ist noch lange keine Scheulederpädagogik.

Zürich.

Emil Kaufmann.

Eltern und Schule

Ueber die häusliche Erziehung in Japan

Fremden in Japan fällt es oft auf, wie viel Freiheit den Kindern gelassen wird, wie sehr man ihren Willen tut, wie wenig sie gestraft werden. Lafcadio Hearn bemerkt irgendwo sehr richtig: „Japan steht auch hierin in Gegensatz zu anderen Ländern. Sonst sind es die Kinder, die am wenigsten Freiheit haben, je älter der Mensch wird, um so mehr erhält er; in Japan hat das Kind alle Freiheit, je älter der Mann wird, um so enger werden die Schranken.“ Schon die kleinen Kinder können tun, was sie wollen: Eigensinnig bestehen sie darauf, dass ihr Wille getan wird; wenn es nicht geschieht, dann schreien und toben sie; die gute Mutter sucht sie zu beruhigen. Wenn das nicht hilft, lässt sie sie toben, oder

wenn dies zu lästig wird, tut sie ihren Willen; bestrafen wird sie dieselben nie, ausser wenn sie selbst in Zorn gerät. Das geschieht aber selten, denn ein Zornausbruch erniedrigt den Menschen zu sehr in den Augen der Japaner. Auch die Jungen im Schulalter haben viel Freiheit, wenig Strafe. Selbst der sonst so gestrenge Polizist auf seiner Runde schaut nach einer anderen Richtung hin, wenn er Kinder an Orten spielen sieht, die zu betreten sonst streng verboten sind. Auch zu Hause werden wenige Eltern auf der genauen Besorgung der Schulaufgaben bestehen, sie werden ermuntern, ermahnen, nicht aber zwingen. Ich wollte einmal einen Jungen von zwölf Jahren auf einen leichten Botendienst schicken, der

Vater aber sagte: „Nein, er soll noch nicht arbeiten, ich gehe selbst.“

Also viel Freiheit, keine Rute. Nach westländischer Erziehungsweisheit kann der Baum so keine guten Früchte tragen. Und doch wachsen die japanischen Knaben zu guten Bürgern, die Mädchen zu guten Hausmüttern heran und bilden in ihrer Gesamtheit ein tüchtiges Volk. Wie kommt das? Manche Europäer hier meinen, die japanischen Kinder seien von Natur aus weniger ungezogen als die europäischen. So Kurt Meissner, der seit einer langen Reihe von Jahren, mit offenen Augen und in engster Zusammenarbeit mit Japanern aller Art, das Leben hier beobachtet und studiert hat. In einem Vortrag, den er in Berlin gehalten hat, meint er: „Japanische Kinder sind im Durchschnitt nicht so eigensinnig oder willensstark wie unsere deutschen Kinder; sie haben nicht dasselbe Bedürfnis, sich auszutoben und Streiche zu spielen wie unsere Jungs und Mädchen. Sie sind ruhiger und mit weniger zufrieden. Das ist nicht anerzogen, sondern bestimmt anererb. Die Kleinsten schon sind so, und das bleibt so durch das ganze Leben. Man sieht in Japan selbst unter Jungs fast nie eine Rauferei. Sie sind folgsamer, sie sind weniger eigenwillig, sie wollen nicht immer alle Anführer sein. Sie fühlen sich mehr als Glied der Familie, denken schon als Kinder weniger individuell als andere Kinder; das kollektive Fühlen und Sicheinordnen in das grosse Ganze zeigt sich schon von Kindheit an. Diese Eigenschaft, veredelt und gepflegt durch eine zielbewusste nationale Erziehung, macht den Japaner zu einem fast idealen Staatsbürger und Soldaten.“ Wie Meissner, so denken viele Europäer hier. Eine Erzieherin freilich machte die Bemerkung: „Wenn Herr Meissner alles wüsste!“ Dem Schreiber dieser Zeilen macht es ein besonderes Vergnügen, die Schulkinder und Mittelschulstudenten auf ihrem Weg zur und von der Schule, auf Ausflügen usw. zu beobachten: Sie machen im allgemeinen einen vorteilhaften Eindruck; man sieht da wenig Rohheit, wohl aber viel kameradschaftliche Heiterkeit und Hilfsbereitschaft.

Ich habe den Eindruck, dass die japanische Erziehung vor allem eine Erziehung für die Familie und den Staat ist. Was vom Japaner in erster Linie verlangt wird, ist die Erfüllung seiner Pflichten gegen die Familie und hingebende

Treue für den Kaiser und Japan. Auf mehr persönliche Tugenden wird wenig Gewicht gelegt. Die Gottesverehrung beschränkt sich auf die Verehrung der kaiserlichen und eigenen Ahnen und der Helden, die im Dienste des Vaterlandes gestorben sind. Persönliche Tugenden werden betont, soweit sie zum gemeinschaftlichen Leben erforderlich sind. Manche gute Eigenschaften des Volkes sind auch geographisch bedingt, so Freude an der Natur; oder Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, wie sie in nördlicheren Ländern unmöglich wären. Sexuelle Reinheit scheint weniger betont zu werden. Das enge Zusammenleben der Kinder mit älteren Leuten und das offene gemeinsame Bad klärt die Kinder früh über vieles auf; eine Quelle sittlicher Gefahren, der Reiz, hinter solche Geheimnisse zu kommen, ist damit ausgeschaltet. Gewöhnlich wählen die jungen Leute ihre Lebensgefährten auch nicht selbst, die Eltern besorgen das unter Herbeiziehung eines Mittelmannes, wobei natürlich das junge Paar auch seine Zustimmung geben muss. Damit ist eine andere Quelle von Gefahren verstopft. Freilich sind damit andere Uebelstände verbunden, besonders für eine moderner denkende Großstadtjugend. Der grosse Kinderreichum Japans ist jedenfalls noch ein günstiges Zeichen. Kenner der Verhältnisse betonen aber, dass das moderne Japan gerade in dieser Hinsicht einer stärkeren Kraftquelle bedürfe, als der alte Sittenkodex sie geben könne. Auch gegen andere sittliche Mängel mehr persönlicher Art: Neid, Eifersucht, Selbstüberhebung, Stolz hat die japanische Erziehung wenig Motive zu bieten.

Die grosse moralische Kraft der japanischen Erziehung liegt im Familiensystem, in all den Anschauungen, Ueberlieferungen, Gebräuchen, Sitten, welche mit diesem Worte zusammengefasst werden, und das nur der verstehen kann, der selbst mitten drin gelebt hat. Zuerst die Familie im gewöhnlichen Sinn! Das japanische Haus mit seiner Einfachheit und Offenheit für jeden und alle zwingt immer zusammen zu leben. Besondere Wohn- und Schlafzimmer gibt es nicht, ein Sichzurückziehen gibt es nicht; jeder bildet stets, Tag und Nacht, einen Teil der Familie. Mit diesem Zusammenleben ist auch gegeben, dass die Mutter sich sehr viel mit den Kindern abgibt; ihre Hauptarbeit besteht eben in der Ueberwachung der Kinder. Selbst in wohlhabenden Familien, wo Kindermädchen die

einzelnen Kinder besorgen, widmet die Mutter einen grossen Teil ihrer Zeit den Kindern. Es ist bekannt, dass die Japaner Naturfreunde sind. Das Land hat viele Schönheiten, nicht so grossartige wie sie unsere Schweiz bietet, dafür aber kleine Schönheiten in Hülle und Fülle, allüberall. An freien Tagen nun strömen Tausende und Tausende an die Ausflugsorte, um die grossen Städte herum, oder das Landvolk kommt die Stadt bewundern. Dabei werden immer die Kinder mitgenommen. Jedem Europäer, und noch mehr jedem Amerikaner, fällt es auf, wie die Kinder bei solchen Gelegenheiten die grosse Rolle spielen. Die ganze Familie ist da, die Mutter wohl mit dem Kleinsten auf den Rücken gebunden, der Vater besorgt die anderen Kleinen. Wenn Grössere da sind, helfen sie mit; aber hinausziehen sie alle, Vater und Mutter mit Kind und Kegel, um den Kindern eine schöne Zeit zu geben. Mir macht es immer Vergnügen, an solche Ausflugsplätze hinzugehen und dem Volksleben zuzuschauen. Für die Eltern ist es wahrlich oft keine grosse Erholung, für all die Kleinen zu sorgen, all ihre Wünsche und Nöten zu erfüllen; aber die Eltern tun es in grösster Geduld, und die Kleinen sind glücklich und erhalten sich in frohem Spiel und Tummel, bis sie am Abend müde im Eisenbahnwagen eines nach dem anderen den Eltern in den Schoss fallen. So besteht, wie mir scheint, hier ein engeres Zusammenleben der Eltern mit den Kindern als in Europa, wenigstens ein engeres Zusammenleben der Mutter mit den Kindern. Ja die ganze Auffassung von der Stellung der Mutter zu den Kindern ist anders: die Mutter wird viel mehr als Dienerin der Kinder aufgefasst als in der westlichen Kultur. Und in sehr vielen Fällen handelt sie auch entsprechend; wir möchten sagen, sie tut den Kindern viel zu viel; zuguterletzt sind die Kleinen ihr aber doch sehr dankbar und anhänglich.

Diese kleine Einzelfamilie gehört dann hinein in das, was man die Großfamilie nennen könnte, und die ist etwas eigentümlich Japanisches. Die Kinder, die von den gleichen Eltern abstammen, bilden immer noch eine zusammengehörige Familie, auch wenn sie schon verheiratet und selbstständig geworden sind und selbst eine Familie haben, also Grosseltern, Eltern, Kinder, Onkel, Tanten, Neffen, alle bilden immer noch eine Familieneinheit, in der einer, und zwar im-

mer ein Mann, das Familienhaupt ist. Die Würde geht vom Vater auf den ältesten Sohn über, und es kommt nicht selten vor, dass der Vater sie schon bei Lebzeiten diesem übergibt, sich also unter dessen Autorität begibt. Wenn kein Sohn in der Familie ist, wird der Mann der ältesten Tochter adoptiert und an die Spitze gestellt. Die einzelnen Glieder der Familie, besonders die jüngeren, müssen sich nach dem Willen des Familienhauptes richten. Der älteste Sohn geniesst in der Familie eine besondere Verehrung, die anderen Geschwister werden angeleitet, ihm gegenüber besonders willfährig zu sein; selbst die Mutter gehorcht ihm. Es ist mir oft interessant zu sehen, wie solche Söhne, von denen ich sicher weiß, dass sie ihre Mutter sehr hochschätzen und lieben, ihr dennoch Befehle geben, als ob sie nur eine Dienerin wäre, und wie diese die Befehle auch ohne Widerrede ausführt. Wie bei allen derartigen menschlichen Verbänden, kann freilich auch das Familienhaupt nicht tyrannisch vorgehen, es muss sich nach dem Rat der anderen richten. Der Zusammenhang geht auch zurück auf die Verstorbenen, auf die Ahnen. Ihre Gedenktafeln stehen an einem besonderen Ehrenplatz; sie müssen zu bestimmten Zeiten verehrt und ihr Andenken immer lebendig erhalten werden. Nur das Familienhaupt erbtt, es muss aber seine Geschwister irgendwie abfinden, wobei gewisse Gewohnheitsrechte gelten; es ist aber durchaus nicht verpflichtet, das Vermögen zu gleichen Teilen mit ihnen zu teilen. Doch liegt ihm ob, dafür zu sorgen, dass keines der Familienglieder in Not gerät. So ist für jeden gesorgt, solange er nur in Verbindung mit der Familie bleibt; er weiß, dass er im Falle der Not Hilfe von seiner Familie erhalten wird; er weiß sich aber auch stets von seiner Familie abhängig. Wer sich dem Willen der Familie nicht fügt, kann von ihr ausgestossen werden. Jeder ist verantwortlich für Ehre und guten Namen aller. Jedes Unrecht, jedes Verbrechen schadet nicht nur dem Täter, sondern bringt auch seine Eltern, seine Ahnen, all seine Verwandten in übeln Ruf. Ueber Angelegenheiten, welche die ganze Familie betreffen, wird Familienrat gehalten, so über Heiraten, Berufsangelegenheiten etc.

So besteht in Japan ein viel stärkeres Gefühl der verwandtschaftlichen Abhängigkeit als wir es in Europa kennen. Es drückt sich dies

in tausend und tausend Einzelheiten des täglichen Lebens aus. Da sind die vielen Besuche, die man sich gegenseitig machen muss, die Familienräte, welche die ganze Familie bei einem Festessen vereinigen, die Gedenktage der Verstorbenen etc. etc. An Neujahr muss man alle Verwandten besuchen, bei glücklichen und unglücklichen Ereignissen Gratulations- und Kondolenzbesuche machen; ein förmliches Zeremoniell ist dabei vorgeschrieben; auch darf man bei solchen Gelegenheiten nicht vergessen, den Kindern kleine Geschenke mitzubringen. Wenn ein Glied der Familie krank oder sonst von Unglück heimgesucht wird, suchen alle Verwandten das Leid nach Vermögen durch Hilfsdienste und Spenden zu mildern. Bei all diesen Gelegenheiten nun werden die Kinder mitgenommen, schon die Kleinsten auf dem Rücken der Mutter; alle müssen die Förmlichkeiten mitmachen. So fühlen sie sich schon von frühesten Jugend an in diese Grossfamilie hineingefügt, von ihr abhängig; sie leben ihr Leid und ihre Freude mit; sie sehen, wie tüchtige Glieder geehrt werden — und das alles bildet schon von Kindheit auf einen mächtigen Ansporn, selbst auch ein würdiges Glied in der Familienkette zu werden.

Gleicherweise prägt sich dem Kind aber auch der Gedanke tief in die Seele ein, daß das ganze japanische Volk eine Familie sei. Mag die Geschichte über seinen Ursprung sagen, was sie will, das japanische Volk fühlt sich als eine einheitliche Familie, an deren Spitze das Kaiserhaus steht. Der Kaiser stammt von den Göttern ab, und das Volk nimmt irgendwie Anteil an dieser Abstammung; auch das schöne Land haben ihm die Götter in besonderer Weise gegeben. Das gewöhnliche Volk glaubt noch fest an diese alten Sagen über Kaiser und Land; gebildete Leute, besonders auch die Buddhisten, deuten sie wohl pantheistisch um. Der Japaner ist im allgemeinen kein spekulativer Kopf, die ganze Schulbildung erzieht ihn mehr zur scharfen Beobachtung der kleinsten Einzelheiten als zum Eindringen in spekulative und abstrakte Fragen. Die Volksschule muss die meiste Zeit zum Erlernen der 1800 vorgeschriebenen chinesischen Schriftzeichen verwenden; für den Rechenunterricht, der doch in erster Linie zum logischen Denken erzieht, bleibt wenig Zeit. So fassen

denn auch gebildete Leute den Kaiser als die höchste Erscheinung der pantheistischen Gottheit auf und geben sich mit dieser Erklärung zufrieden. Den Buddhisten bietet diese Erklärung eine leichte Verbindung ihres Buddhismus mit dem Shintoismus. So wird der Kaiser schon gleichsam aprioristisch als höchstes Wesen verehrt. Dazu kommt noch, dass die Kaiserfamilie das Land fast 3000 Jahre glücklich geführt und geleitet hat. Wenn grössere Unglücksfälle, vor allem Naturkatastrophen das Land heimgesucht haben, hat sie immer mit väterlicher Güte geholfen und das Leid gemildert. Nie aber hat sie das Land für selbstsüchtige Zwecke ausgesaugt. Auch steht der Kaiser hoch über dem alltäglichen Leben; er mischt sich nicht in die politischen Kämpfe ein, seine Autorität darf auch von den höchsten Würdenträgern des Staates nicht auf den Kampfplatz des politischen Lebens herabgezogen werden. Darum geniesst er beim Volke eine begeisterte Verehrung, die tief in den Herzen eingewurzelt ist. Für den Kaiser wird alles geopfert, im Gedanken, dass es für den Kaiser geschieht, werfen Soldaten und Matrosen froh ihr Leben in die Schanze. Das gereicht ihnen dann aber auch zur grössten Ehre, das wird als höchste Heldentat im ganzen Lande verkündet und verherrlicht, vor allem in den Schulen und in den Jugendvereinen.

Es steht also immer ein konkretes Ideal vor dem japanischen Kind, ein Ideal, das es leicht verstehen, dessen Bedeutung und Wichtigkeit auch für das eigene Leben es leicht erfassen kann, ein Ideal, für das sich auch jeder begeistern kann: Hochachtung, Hingabe, Treue gegen die eigene Familie, die grosse Volksfamilie und die kleine Stammfamilie, für ihre Häupter, Vorfahren. Dieses Ideal wird den Kindern nun immer und immer wieder eingehämmert. Zuerst direkt. Eine deutsche Erzieherin hier sagte mir: „Die japanische Mutter redet ihren Kindern immer und immer wieder zu, das Rechte zu tun, und wenn es auch tausendmal vergeblich ist, so tut sie es doch mit grösster Geduld weiter, bis die Kinder ihr zuletzt doch folgen.“ Mehr noch indirekt, durch entsprechende Erzählungen etc. In Japan erscheint jedes Jahr eine ganze Flut von Geschichten, die irgendwie die nationale Tugend der Treue gegen Kaiser, Vaterland, Ahnen, Familie zeigen. Die Kinder hier lieben

solche Erzählungen; sie können geduldig stundenlang zuhören, auch wenn der Faden nach unseren Begriffen noch so langweilig weit ausgedehnt ist. Schon die Mutter und die Grossmutter erzählen gerne. Ich fuhr einmal auf einem kleinen Dampfer die Bucht von Tokio hinunter. Es waren viele Ausflügler auf dem Schiff, also viele Mütter mit ihren Kindern, darunter auch eine anscheinend vermögende Frau mit vier Jungs. Schon vor der Abfahrt setzte sie sich auf das Oberdeck, die Kinder um sie herum, und dann erzählte sie ihnen auf der ganzen mehrstündigen Fahrt immer solche Geschichten: Die Kinder, auch fremde, hörten ihr mit grösstem Interesse zu. Wenn die Kinder einmal lesen können, bekommen sie immer wieder neue Bilder- und Lesebücher mit Märchen und Heldengeschichten und entsprechenden Illustrationen, und es ist ganz interessant zuzuschauen, wie oft selbst die Kleinen die Bilder studieren und anderen wieder die Geschichten nacherzählen, welche wohl die Mutter ihnen vorerzählt hat.

Es folgt dann die ausgezeichnete japanische Elementarschule, in die jedes Kind, arm und reich, hoch und gering, mindestens 6 Jahre lang gehen muss. Alle Stücke der Lesebücher sind sorgfältig ausgewählt, und viele davon haben ausgesprochen den Zweck, nationale Gesinnung, insbesondere Opferbereitschaft für Kaiserhaus und Nation und kriegerische Gesinnung zu pflegen... Der Geschichtsunterricht in der Schule ist zum Teil in die Lesestücke der Elementarlesebücher verlegt; er ist im wesentlichen Heldenverehrung und Heldenerzählung. Der durchschnittlich gebildete Japaner nimmt die Mythologie unbesehen als Wahrheit hin, kennt fast keine Jahreszahlen — was verständlich ist; denn die Japaner fangen bei jeder Thronbesteigung neu zu zählen an — er kennt aber ganz genau zahlreiche und zum Teil sehr detaillierte Geschichten über Japans Helden... Nichts lesen und hören die Japaner lieber als solche Rittergeschichten. Die grössten, modernsten japanischen Zeitungen bringen alle ohne Unterlass Rittergeschichten, manchmal verteilt über hunderte von Fortsetzungen. In den Theatern werden Ritterstücke gespielt, wobei immer Konflikte mit der über alles gehenden Vasallentreue das Problem bilden. Die professionellen Geschichtenerzähler bieten mit von Begeisterung dröh-

nender Stimme Heldengeschichten, denen die Japaner gespannt lauschen, obgleich sie mit der Schilderung der Waffen, Feldabzeichen usw. Längen annehmen, die unserem Geschmacke unerträglich sind. Viele dieser Geschichten sind natürlich an bestimmte Plätze geknüpft. Bei Ausflügen bilden dann solche Plätze gern das Ziel der Wanderung oder Fahrt, und die Geschichte mit ihrer Moral bleibt dem Kinde unvergesslich. In einer Vorstadt von Tokio sind die Gräber von 47 Ronin, d. h. von 47 Samurai, die aus Vasallentreue zuerst den Tod ihres Herrn an seinem Feinde rächteten und dann an sich selbst das „Harikiri“ vollzogen. Sie gelten als das Ideal der Treue; stets sind Pilger bei ihren Gräbern, stets brennen Weihrauchstäbchen als Opfergaben darauf, so dass die ganze Umgebung immer von Weihrauchduft erfüllt ist; und jeder Vater sucht seinen Sohn einmal dahinzunehmen und ihn da zu gleicher Treue zu ermahnen.

Diese alten Geschichten bilden auch einen beliebten Gegenstand der Volkskunst. Vor einigen Tagen erhielt ich eine japanische Porzellانpuppe als Geschenk. Ich hatte der Schwester eines unserer Schüler einen kleinen Dienst erwiesen und erhielt zum Dank die Puppe. Der Bruder, der sie brachte, erzählte mir gleich, die Puppe stelle eine berühmte Tänzerin am Hofe des Shoguns Hideyoshi dar; ihre Mutter sei krank geworden, Hideyoshi hätte die Tochter aber nicht nach Hause gehen lassen; da hätte diese ein Lied verfasst und gesungen und dazu den entsprechenden Tanz aufgeführt, worin ihr Leid so geschildert war, dass der kalte Hideyoshi gerührt worden sei und sie habe gehen lassen. Solche Puppen hat jedes Mädchen, oft in grosser Zahl, ererbt von Mutter und Grossmutter; mit jeder ist eine Geschichte verbunden und mit der Geschichte eine Morallehre.

Man hat Japan ein Paradies der Kinder genannt, und soweit die Umstände der Eltern es erlauben, ist der Name zutreffend. Es wird den Kindern viel Liebe erzeigt; man macht ihnen Freude, wo man kann; man bequemt sich ihren Unarten an. Ich habe aber den Eindruck, dass gerade diese Liebe sie später auch dazu antreibt, die Mahnungen der Eltern zu befolgen und ihnen so Freude zu machen.

Sophia Universität, Tokio. Robert Keel.